

Luther in Worms und auf der Wartburg

Von Gustav Roethe



Is der Weltkrieg das deutsche Volk vor die furchtbarste Probe seiner sittlichen Kraft stellte, da hat die Geschichte dafür gesorgt, daß uns große Denktage deutlich machten, welchen Mächten wir Aufstieg und Gesundheit verdankten. Am 1. April 1915 waren hundert Jahre verstrichen, seit Bismarck uns geschenkt ward. Wenige Wochen später begingen wir den denkwürdigen Tag, an dem die Herrschaft der Hohenzollern über die Mark und Preußen ein halbes Jahrtausend vollendete. Und in eine besonders kritische Stunde fiel die vierhundertste Wiederkehr des Tages, da Luther seine 95 Thesen an die Türe der Wittenberger Schlosskirche schlug. Alle diese Mahnungen und Feiern haben nichts gefruchtet. Das deutsche Volk hat sein angestammtes Herrschergeschlecht, hat seinen großen Führer zur Einheit verleugnet und ist falschen Götzen nachgelaufen, die wahrlich nie über ihren Wert täuschten. Und fast genau zum Thesentage wurde uns der katholische Philosoph Graf Hertling zum Reichskanzler und sogar zum preußischen Ministerpräsidenten beschert.

Das deutsche Volk hat aus seiner Geschichte nichts gelernt und nichts lernen wollen. So wird auch der Tag von Worms keine praktische Wirkung üben. Dennoch sollen wir ihn in ernstem Stolz und warmer Inbrunst begehen. Die großen Männer und Taten unserer Vergangenheit bilden schließlich doch die eiserne Ration, die uns über die äußerste sittliche und seelische Hungersnot unseres Volkes hinweghelfen muß. Und unmittelbarer vielleicht als einer jener andern großen Gedenktage greift dieser Nachzügler uns gerade heute in die Seele. Denn zu jedem einzelnen deutschen Christenmenschen spricht er sein mahnendes Wort, und diese Mahnung kann niemand auf den andern abschieben, wie wir es sonst bei politischen Geboten so gerne tun.

Als Luther seine Thesen kundgab, hat er schwerlich geahnt, daß er im Begriffe stand, die römische Kirche so tief zu erschüttern, wie es ihr noch nie widerfahren war. Der Wittenberger Professor wollte einen

ärgerlichen Mißbrauch bekämpfen; aber an etwas anderes als an eine akademische Disputation, die zur grundsätzlichen Prüfung einer üblen kirchlichen Unsitte führen sollte, hat er gewiß nicht gedacht. Die Thesen waren schon durch ihr schweres Latein gegen agitatorische Weitwirkung geschützt. Es handelte sich um einen im Leben der Hochschule ziemlich gewöhnlichen Vorgang, und Luther selbst waren trühere Thesen, in denen er sich gegen die Scholastik des Aristoteles gewendet hatte, viel wichtiger gewesen. Aber siehe, das Unerwartete geschah: es war, als ob Engel Botenläufer wurden; der Kampf gegen den Ablass flammte aller Orten auf, und das Feuer spottete jeder örtlichen Begrenzung. Das lag zunächst an der praktischen finanziellen Bedeutung des Ablasshandels, die doch für den Professor durchaus im Hintergrunde stand. Gegenüber den unsaubern Geldgeschäften der Kurie war auch der kirchlich fromme Laie ungemütlich und mißtrauisch. Rom und seine Trabanten hatten es zu arg getrieben. Aus papstfreundlichen Quellen wissen wir, daß Pfalzgraf Ludwig, sonst ein schweigsamer und indolenter Herr, wie ein Stier brüllte, wenn es sich um das römische Geld-, Ablass-, Spolien- und Sportelwesen handelte, und auch der kirchentreue Herzog Georg von Sachsen wurde wild, wo auf die Finanzoperationen der päpstlichen Behörden die Rede kam. Dieses Klagelied reichte weit ins Mittelalter zurück und war immer lauter geworden, je großartiger sich die Geschäfte des weltbeherrschenden römischen Bankhauses auswuchsen. Noch in Worms setzten die Stände in diesem Punkte einhellig Beschwerden auf, die über Luthers Anklagen eher hinausgingen. Doktor Martin selbst in seiner naiven Arglosigkeit ward durch die vulkanische Wirkung der Ablassthesen offenbar überrascht und hätte gern vermittelnd eingegriffen, wenn nur die Hauptsache, die Voraussetzung der aufrichtigen Reue und inneren Buße, beim Ablass wieder voll zur Geltung kam.

In fürchterlichem Ringen, unter fiebrischen Seelenqualen hatte der gewaltige Mann den bitteren Trank des Zweifels, ja der Verzweiflung bis zur Neige ausgekostet, ehe er den Weg fand, der ihm den Hafen der Heiligen Schrift und des rettenden Glaubens eröffnete. Er wußte aus eigenem Erleben, daß nur aus der Neugeburt das Heil erwachsen könne,

und so war es ihm dringende Pflicht, dafür rückhaltlos zu zeugen, daß die zerknirschende, der Sünde entsagende Reue durch keinen Ablass und durch kein Geldopfer entlastet werden dürfe. Die Kirche leugnete die Bedeutung dieser Reue gewiß nicht, aber die Ablassprediger hatten sich gewöhnt, sie zurückzustellen hinter das in bar zu entrichtende gute Werk. So war der Kampf für Luther unvermeidlich. Er wäre bereit gewesen, vom Ratheder aus etwa mit Tegel zu disputieren, und er hat sich diesem akademischen Brauch, auch als sich seine Lehre immer weiter von der üblichen Kirchenlehre fortentwickelte, nicht entzogen; so hat er auf dem Augustinerkonvent zu Heidelberg seine Sache dialektisch erfolgreich vertreten. Aber Luther war kein Virtuose der Dialektik, wie etwa sein berühmter Gegner Dr. Eck, der es verstand, Luther in der Debatte zu allerlei Erklärungen zu treiben, die dieser zunächst lieber zurückgehalten hätte und die ihn in den Verdacht hussitischer Ketzerei brachten. Luther war kein Freund des spitzfindigen Wortkampfes und der scholastischen Vielsinnigkeit; auch darin arbeitete er der neuen Wissenschaft vor, daß er dem blendenden Wortsieg der Disputation wenig Wert beilegte im Vergleich mit dem zähen Forschen und Arbeiten im stillen Kämmerlein. Luthers eigenthümliche Kraft lag in der überzeugten Persönlichkeit, dazu in der unfehlbaren Bibelkenntnis, in der schon damals seine Gegner mit ihm nicht wetteifern konnten; auch sein kirchengeschichtlicher Blick behütete ihn trotz schlimmer Wissenslücken doch vor den lustigen Phantasien, die etwa den heiligen Hieronymus zu einem päpstlichen Kardinal machten und dem heiligen Petrus ein Vierteljahrhundert Papsttum in Rom nachsagten.

So stark diese akademischen Kämpfe und alle die Flugschriften, die immer reichhaltiger aus ihnen erwachsen, das kirchliche Leben bewegten, Weltgeschichte war das noch nicht. Ihren Boden betritt Luther erst mit dem Jahre 1521. Zu Worms, vor Kaiser und Reich, richtete sich der tapfere Mann, der nur Gott, das eigene Gewissen und die Heilige Schrift als Richter über sein Tun und Lassen anerkennt, weithin sichtbar in seiner welthistorischen Größe auf, ein durch die Jahrhunderte fortwirkendes Vorbild für seine Deutschen. Die Welschen haben ihn kaum verstanden. Für den leidlich wohlmeinenden Kardinal Cajetan

war es unfaßbar, als der demüthige Mönch sich ehrfurchtsvoll vor dem Kirchenfürsten niederwirft und doch alsbald unzugänglich wird und starr wie harter Fels, da er nur die sechs kleinen Buchstaben „revoco“ aussprechen soll. Den Mut des Bekenners hätten auch die Welschen gewürdigt; aber die unbeugsame wissenschaftliche Überzeugungstreue, den sittlichen Stolz des deutschen Professors, dessen theologischer Sachkunde die Argumente seines hochgestellten Gegners so gar keinen Eindruck machten, diesen Stolz der strengen geistigen Arbeit haben sie nie begriffen. Und der versteht Luther nicht, der vergift, daß aus ihm auch die Verantwortung und Gewissenhaftigkeit des deutschen Professors bestimmend sprach. Luther war wahrlich kein Pedant; aber man darf die eigenthümlichen sittlichen Kräfte selbst des deutschen gelehrten Pedantentums nicht aus dem Auge lassen, wenn man die Geschichte der Reformation richtig erfassen will.

Treitschke glaubte felsenfest an die dauernde zukunftsreiche Bedeutung Preußens, weil es nur durch ein Wunder göttlichen Willens alle die Fährlichkeiten habe überwinden können, die die Existenz des aufsteigenden Staates so oft bedrohten. Nicht minder wunderbar erscheint es uns, wie Luther seinen geraden Weg im Kampfe gegen Papst und Kaiser und unzählige Feinde unverfehrt hat wandern können. Und das Wunder wird nicht geringer, wenn wir es geschichtlich begreifen, wenn wir es erschauernd als eine Nothwendigkeit erfassen, daß dem schlichten Diener Gottes und der Idee die Mächte dieser Welt nichts anhaben konnten.

Es wäre ein Irrthum anzunehmen, daß Rom das Auftreten des Wittenberger Professors lange unterschätzt habe. Nicht einmal die ersten Mahnungen des Erzbischofs Albrecht von Mainz hat man überhört, obgleich sie zurückhaltend gefaßt waren, und die Dominikaner sorgten durch beharrliche Denunziationen dafür, daß der fatale Augustinermönch zur strengen Rechenschaft gezogen werde. Man witterte in Rom sehr schnell, vielleicht früher als Luther selbst, daß es dem Primat des päpstlichen Stuhles gälte, und auch die finanziellen Gefahren der wittenbergischen Lehre nahm man wahrhaftig ernst. Aber freilich, eine sichere Hand verrät der Kampf der Kurie nicht. Die römischen Kommissio-

nen und Gerichtshöfe, die mit der Sache betraut wurden, entwickelten, großenteils aus Juristen, Finanzleuten und Nepoten zusammengesetzt, wenig theologische Sachkunde, und man machte sich, da es ja doch nur auf die Verurteilung ankam, die Arbeit leicht: ein ernsthaftes Studium der Lutherschen Schriften, etwa gar seiner deutschen Broschüren, tritt nicht zutage, man verließ sich auf die Exzerpte seiner dominikanischen Gegner. So schwankt die Auffassung hin und her: hier wirft man dem Mönche Irrtümer, dort neue Lehren vor, hier wird der Verdacht der Keterei proklamiert, dort die notorische Keterei behauptet. Der gelehrte Caseran prüfte die Sache etwas gründlicher und war infolgedessen geneigt, mehr Irrtümer als wirkliche Keterei festzustellen; die andern römischen Gegner Luthers, der leichtfertige Ankläger Sylvester Prierias, der törichte Junker von Miltiz mit seinen fahrigten Vermittlungsversuchen, der schwülstig unklare Jurist Accoltri, auch später noch der geriebene und gerissene Legat Algander, den manche für einen getauften Juden erklärten, sie haben der päpstlichen Sache schlechte Dienste geleistet, da sie sich Blößen gaben, die den Papst von der Übereilung zum Rückzug und zu immer neuen Verhandlungen nötigten. Es wurde schon damals bekannt, daß Luther die Wahl zwischen dem Scheiterhaufen und dem Kardinalspurpur gestellt worden war, und ein zeitgenössisches Lied rühmt dem Reformator nach, als der Flammenstoß ihm drohte: „Do fragt Martinus nit vil nach, ihn brennt die christlich Flamme“. Wieder und wieder schien der fromme Mann unrettbar verloren, aber im entscheidenden Augenblick kreuzen Rücksichten der äußern Politik immer wieder die päpstlichen Vorstöße: heute nötigt der Türkenkrieg zu vorsichtigem Handeln, dann macht der Tod Kaiser Maximilians und die kommende Neuwahl es nötig, auf Friedrich den Weisen Rücksicht zu nehmen; hier wieder spielen französische, niederländische, spanische Fragen in das Schicksal des Wittenberger Professors herein, der von allen diesen Dingen nichts wußte. Man vergesse nicht, daß Friedrich der Weise zeitweilig päpstlicher Thronkandidat war, daß diesem Schützer des Ketzers von Rom aus abwechselnd die goldene Tugendrose und der Bannstrahl angeboten wurde. Der Papst und die Seinen lagen viel zu tief in den Schlingen weltlichster Interessen, als daß sie kirchlich einen geraden Weg hätten gehen können.

Auch der junge Kaiser stand dem unruhigen Mönche unbedingt feindlich gegenüber. Dem Herrscher Spaniens, dem burgundischen Prinzen, der das Deutsche nur schlecht beherrschte, waren diese Mönchs- und Professorenänkereien an sich nur widerwärtig, und er hätte es gerne der Inquisition überlassen, da nach spanischem Rezept Ruhe zu schaffen. Aber dieser kalte, klug berechnende junge Fürst, der sich überraschend früh zu politischer Selbständigkeit durchgerungen hat, erkennt schnell, daß er den deutschen Mönch gegen den Papst und dessen französische Sympathien ausspielen könne. Auch braucht er die Geneigtheit der deutschen Fürsten, z. B. für seinen Romzug; er braucht die kriegerische Hilfe des deutschen Adels, etwa Sickingens, und da sich diese wichtigen weltlichen Angelegenheiten in dem seltsamen Deutschland nun einmal unlöslich mit der neuen kirchlichen Bewegung verquickten, so schwankt auch Karl immer wieder in seinem Verhalten zu dem ketzischen Mönch, den er hart oder verbindlich behandelt, je nachdem die politischen Lüfte wehn. Es läßt sich verfolgen, daß Luthers Wage sinkt, als der Kaiser z. B. erfährt, Robert von der Mark, der Herr von Sedan, sei in die Niederlande eingefallen; selbst solche geringfügigen politischen Episoden spiegeln sich alsbald in Luthers Schicksal.

Einen festen Halt hatte der Wittenberger Professor freilich. Das war sein alter Fürst, dessen Klugheit und Festigkeit man früher beträchtlich unterschätzt hat. Friedrich kannte seinen großen Untertan nicht persönlich; aber er witterte die evangelische Wahrheit und fühlte: dies ist Gottes Werk und nicht der Menschen. Ein friedfertiger gütiger Mann schützt er seinen Professor mit zähem schweigendem Widerstand. Dem päpstlichen Legaten, der sich redlich bemühte, den sächsischen Hof vom Kanzler bis zum Türhüter herab zu erkaufen, waren die treuen Hunde-
augen des Kurfürsten höchst unheimlich. Man konnte ihm nicht beikommen. Er verlangte, ein gedankenloses Zugeständnis Miltizens ausnuzend, daß Luther vor einem deutschen Kirchenfürsten aus der Bibel widerlegt werden müsse; er versteifte sich auf das Recht der Deutschen, daß niemand ungehört in des Reiches Acht getan werden dürfe, und erzwang dadurch das kaiserliche Geleit für Luthers Wormser Reise; er schürte beständig das Mißtrauen der Fürsten gegen Kaiser und Papst

und verstand die Kunst, festen Entscheidungen auszuweichen. Der stille Bund zwischen dem Fürsten und seinem großen Professor gehört würdig in die Reihe jener guten fürstlichen Freundschaften, wie sie viele unserer Besten, Leibniz und Goethe, Richard Wagner und Bismarck, entscheidend erfahren haben.

Dagegen hat man den Schutz, den Luther vom christlichen Adel deutscher Nation zu erwarten hatte, wohl überschätzt. Dieser Adel war geteilten Herzens. Seine jüngeren Söhne waren durch die kirchlichen Pfründen, auf die sie Aussicht hatten, auch mit den Finanzinteressen Roms mannigfach verknüpft. Und die streitbaren Ritter hatten doch allzuviel Rondsottiere- und Landsknechtsgewohnheiten, als daß irgendein fester Verlaß in rein ideellen Fragen auf sie gewesen wäre: nicht einmal Luthers Haltung ist unzweideutig und unbestritten. Mehr bedeuteten die von Erasmusischem Geiste getränkten Beamten der weltlichen und geistlichen Fürsten, die ganz im Sinne ihres großen humanistischen Meisters Luthers Sache leise, aber erfolgreich förderten: hatte er doch selbst am Hofe des Erzbischofs von Mainz einen getreuen Verbündeten in Capito, dem späteren Protestanten. In das bunte Getriebe reichsständischer Intrigen griffen weiter die Unruhen der Bauernkämpfe ein, die auch wieder mit den Lehren der Reformation in mannigfache Berührung kamen und aus ihr Kraft zu saugen suchten. Endlich der Gegensatz der mächtigen Orden, von denen die Augustiner den Mitbruder, ohne durchweg auf seine Seite zu treten, doch zu schützen suchten, während die Dominikaner ihn auch die Abneigung entgelten ließen, die sie seinem Orden zollten. Es ist eine unglaubliche Wirrnis; kaum ein Faden in dem verflochtenen Gespinnst damaliger deutscher Politik, der nicht irgendwie auch mit Luthers Sache verschlungen war. Der Kopf wirbelt uns, wenn wir in dieses Spiel der Mienen und Gegenmienen, der Kräfte und Widerkräfte hineinblicken. Nur den einen hat die ungeheure Verwirrung keinen Augenblick beirrt. Dr. Martin Luther schreitet geradeswegs im Dienste der christlichen Wahrheit durch die wüsten Schmutzwogen von Lug und Trug, die gegen ihn heran schwellen, und siehe, sie neigen nicht die Sohlen seiner Schuhe. Er wandelt vorwärts auf schmalem steinigem Pfad, wo rechts und links die Flammen des Scheiterhaufens und die Ketten des ewigen

Kerkers drohen, und sein Fuß strauchelt nirgends. Er ist mit sich einig und mit seinem Gewissen. Er hat sich erboten zu widerrufen, wenn er aus dem klaren einfältigen Sinne der Schrift widerlegt werde. Das gelingt nicht, wird kaum versucht, und so versagen vor seinem geraden schlichten Mannesfinn alle Fellen und Ränke.

Underkennt keine Furcht. Drohbriebe umflattern ihn wie Fledermäuse; selbst der kaiserliche Herold, der ihn einholen sollte, hat ihn gewarnt; auch das Schicksal seiner Bücher, die man in Köln und sonst bereits zu verbrennen begann, macht ihn nicht irre. Ihn leitet nur das Evangelium. Er gedenkt an das Wort Christi: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will auch ich bekennen vor meinen himmlischen Vater.“ Den Warnern ruft er zu: „Ich werde, soviel auf mich ankommt, selbst als Kranker mich einstellen, falls ich nicht als Gesunder kommen kann; denn ich zweifle nicht, daß ich von Gott dem Herrn geladen werde, wenn der Kaiser mich ladet.“ Und er ist entschlossen, auch nicht ein Titelchen zu widerrufen: er wäre ja doch „ein Schanddeckel der Bosheit und Tyrannei“, wenn er die Mißbräuche gelten ließe, die er bisher bekämpfte. Auch Zuses Beispiel schreckt ihn nicht; Züs selbst ward verbrannt, nicht aber die Wahrheit. „Und wenn ich tausend Köpfe hätte, ich ließe sie mir eher alle abhaun, denn daß ich widerrufe.“ In Worms will er einziehen, und stemmten sich ihm die Pforten der Hölle entgegen und die Dämonen der Luft.

Er erwartet keinen Frieden und will keinen Frieden. „Mir ist es das Liebste zu sehen, wie das Wort Gottes solchen Eifer und solche Zwietracht schafft. Denn das ist der Lauf des Wortes Gottes, wie der Herr selber sagt: ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert; ich bin gekommen den Sohn wider den Vater zu erregen und die Tochter wider die Mutter und die Schnur wider die Schwieger.“ „Das Wort Gottes ist Schwert und Krieg und Verderben wie die Löwin im Walde, begegnet sie den Kindern Ephraim.“ Christus ist „ein Stein des Anstoßes, ein Fels der Argernis“; kurz, in Luther lebt der freudige Kampfesmut des christlichen Ritters, der voll unerschütterlicher Zuversicht für die Wahrheit streiten wird, und wenn die Welt voll Teufel war. Gerade heute, da der feste Mannesmut in Deutschland zur Rarität

geworden ist, wollen wir den großen Kämpfer Luther nicht verleugnen, der keinen Finger breit wich; war er doch gewiß, daß Gott ihn nicht verlasse, wenn er sich nicht selber aufgab.

Die Welt hatte sich in den vier Jahren seit dem Thesenanschlag verändert. 1517 hätte man den unbequemen Mönch glatt beseitigen können, und kein Zahn hätte nach ihm gekräht. Jetzt war das Luthertum bereits eine Macht, und auch der skrupellose Aleander scheute Gewalttat, da ihm die dummen deutschen Bestien zu bissig schienen. So geleitete ihn nicht nur der Herold des Kaisers, sondern auch eine große unsichtbare Leibwache, als er der in den höflichsten Formen gehaltenen kaiserlichen Aufforderung folgte. Manch festlicher Empfang und manch begeisterter Zuruf konnte ihm unterwegs die Seele stärken; er predigte gern auf der Reise, und abends beruhigten ihn die Klänge der lieben Laute. Sickingens Einladung auf die Eberburg, vielleicht eine Schlinge des kaiserlichen Beichtvaters Glapion, der gehofft zu haben scheint, daß Luther so die Frist des kaiserlichen Geleites versäumen werde, wurde von ihm abgelehnt: denn er wußte, „ein feste Burg ist unser Gott“, eine bessere Burg als Wall und Mauern der Mächtigen. So trifft er ganz rechtzeitig zu Worms ein: ein Trompetenstoß begrüßt den Ankömmling, ein stattliches Gefolge zu Fuß und zu Pferde schließt sich seinem Einzug an.

Und wieder gleiten unsere Blicke von dem einfachen Gottesmann auf den tollen Wirbel der Welt. Wie einst Konstanz in den Tagen des großen Konzils alle Lüste und Laster in sich versammelte, so war damals Worms zum Venusberg der Sünde geworden. Überall gab es Spielhöllen, in denen etwa ein unvorsichtiger Prälat an einem Abend 60 000 Gulden verlor. Mit Trinkgelagen vertrieb man sich die Zeit; wir erfahren, daß 72 adlige Herren auf einen Siz 1200 Maß fränkischen Weines erledigt haben. Es herrschte eine fürchterliche Wohnungsnot, um so schlimmer, da sie mit argem Schmutz verbunden war; Luther wurde in einem von seinem Kurfürsten belegten Quartier unter lauter sächsischen Adligen sicher untergebracht. Leib und Leben war so gefährdet, daß in Worms damals allnächtlich drei bis vier Menschen ermordet wurden. Und auch den Reiz aufregender Anschläge genoß man auch dort schon ausgiebig: hier hieß es „Buntschuh, Buntschuh!“,

dort las man „Wehe dem Lande, dessen Kaiser ein Kind ist!“, und die fränkischen Edeln drohen in einem Aufruf Gewalt, wenn Luther irgend etwas zustoße. In alle diese Unruhen mischt sich weiter der Übermut der kaiserlichen Spanier, von denen die Deutschen mit einer an Selbstwegwerfung grenzenden Geduld sich alles gefallen lassen. Ein wildes, wirres, abschreckendes Bild: der Fürst dieser Welt war mächtig in Worms.

Luther hat von dem allen wenig gespürt. Er hat Briefe geschrieben, Kranke besucht und sich still auf sein öffentliches Auftreten vorbereitet. Auf die Romanen hat er gar nicht gewirkt. Der Kaiser erklärte lächelnd, daß ihn dieser Keger nicht verführen würde, und Aleander hatte sich den großen Häresiarcha, den neuen Arius, viel imponierender gedacht; auch einigen an sich wohlmeinenden Spaniern und Venerianern hat er mißfallen. Wir müssen das spätere Bild, das wir von Luther in uns tragen, verbannen, wenn wir ihn richtig sehen wollen, wie er in Worms erschien. Er war damals sehr schlank, Haut und Knochen; ein blasses, mageres Gesicht mit tiefliegenden glitzernden Augen, die manchem wie die Augen eines Besessenen schienen. Dazu grobe Gesten, an denen sich die gebildeten Romanen stießen. Beim Sprechen bewegte er den Kopf unruhig hin und her, und er arbeitete lebhaft mit den Händen, die er schließlich bei hochgehobenen Armen auseinander spreizte, als er erregt war. Beim erstenmal war er schüchtern und bat um Aufschub; er war wohl auf eine Disputation gefaßt, aber nicht auf einfaches Ja und Nein, wie es von ihm verlangt wurde. Am 18. April aber, in der Hauptverhandlung, sprach er mit ruhiger Festigkeit: „Habe ich übel geredet, so beweise, daß es übel geredet war.“ Gottes Wahrheit ist ihm wichtiger als die Eintracht der Kirche, die man ihm ans Herz gelegt hatte; denn er weiß, daß falsche Nachgiebigkeit in eine Sündflut unerträglicher Übel ausmünden würde. Und schließlich sammelt er sich zu einer ‚responsio non cornuta‘, wie der scholastische Ausdruck hieß, zu einer kurzen Antwort „ohne Hörner und Zähne“. Sein Opponent hatte ihm nahegelegt, wenn nicht des Papstes, so doch der Konzilien Unfehlbarkeit anzuerkennen. Aber Luther betrat diese Brücke nicht: „Ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein. Widerrufen kann und will ich auch nicht in einem Punkte. Denn gegen das Gewissen handeln, ist

weder sicher noch untadelig. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen.“ Diese letzten Sätzchen hat er nur Deutsch gesprochen, und sie sind vielleicht eben darum nicht über jeden Zweifel gesichert; wenigstens die vier Worte „ich kann nicht anders“ sind bestritten worden. Wohl mit Unrecht. Sie tauchen bald nach dem Wormser Tage in zwei Wittenberger Drucken auf und sind in die Gesamtausgaben der Lutherschen Werke mit Zustimmung des Reformators einhellig aufgenommen worden. Das ist nicht gleichgültig: den Kern des Lutherschen Denkens und Fühlens treffen gerade sie aufs allerschärfste.

Jenes schlichte Wort war ein tiefer Einschnitt in die deutsche Geschichte, entscheidend für die Zukunft der deutschen Wissenschaft. Luther hat es nicht theatralisch, pathetisch gesagt, wie ihn unsere Bildhauer leider mit Vorliebe hinstellen, sondern einfach, heiter, deutlich, wohl-lautend, ohne dröhnenden Klang, ein Ausdruck selbstverständlicher innerer Gewißheit. Der Kirchenhistoriker Arnold hat ihm nachgerühmt: „Unter seinen Naturgaben war die edelste die Herzhaftigkeit und Heldenart, sofern sie durch die Gnade geheiligt ward“. Das hat er vor Kaiser und Reich bewährt. Ihn leitet nur sein eigenes Gewissen, nur seine christliche und wissenschaftliche Überzeugung. Seinem Gegner Aleander war es längst aufgefallen, mit welcher selbstlosen Gelehrsamkeit die deutschen Theologen ihre Studien betrieben; der Deutsche war damals vor allem stolz auf seine Waffen und auf seine Wissenschaft. Es war ganz humanistisch gedacht, als Luther ausschließlich das echte, ursprüngliche Wort für entscheidend erklärt und alle kirchlichen Traditionen ablehnt. Wir sind in der großen Zeit frischerwachter Philologie, die alte Schranken niederreißt und neue feste Grundlagen errichtet. Auch Kopernikus hatte durch die Philologie die geistige Freiheit gewonnen, die ihn erkennen ließ, daß die Erde nicht den Mittelpunkt der Welt bilde. Soviel bunte Blumen der päpstliche Hof in den Gärten des Humanismus zu pflücken wußte, für die weltbauende und seelenstärkende Macht der „Grammatik“ hatte er kein Verständnis. Den Weg zum rechten Text der Heiligen Schrift hatte schon Erasmus gewiesen. Bei Luther trat zum korrekten Verstehen ein leidenschaftliches Miterleben, ein heiliger Glaube, eine tiefe innere Gewißheit hinzu, die der Skepsis des Erasmus versagt blieb. Auf ihr

erst ruhte die ungeheure Kraft der Ausstrahlung, der sich im Gegensatz zu den Romanen die deutschen Zeugen des Wormser Tages bis in die Reihen seiner kirchlichen Gegner herein nicht entzogen haben. Vor Luthers Kernwort schieden sich Welsche und Deutsche; noch heute ist es ein Schiboleth des deutschen Gewissens. Und damals übte es alsbald eine starke Werbekraft aus: Luthers Heldentum zu Worms hat seiner Lehre Hunderte und Tausende von Anhängern gewonnen.

„Ich bin hindurch“, so atmete er auf, als er erhobenen Armes mit einer kräftigen Landsknechtsbewegung den Saal der Versammlung verließ. Später ist er, rückblickend, nicht ganz mit sich zufrieden gewesen; er glaubte zu zahm aufgetreten zu sein, zu wenig ein zorniger Elias, er fürchtete, im Maßhalten, das man ihm empfohlen hatte, sei er zu weit gegangen. In Wahrheit war er der Sieger. Das halb gefälschte Wormser Edikt, das ihn nachträglich, als die Fürsten nur noch teilweise zur Stelle waren, in des Reiches Acht tat und das die ganze lutherische Presse zu knebeln suchte, hat außerhalb Worms kaum eine nennenswerte Wirkung getan. Diese Künste versingen in Deutschland nicht mehr. Man erzählt uns, daß die Studenten sich ein Vergnügen daraus machten, die für Luthers Werke bestimmten Scheiterhaufen vielmehr mit orthodoxer und scholastischer Literatur zu nähren. Und als Luther plötzlich verschwunden war, hat die Universität Wittenberg seine Sache auch gegen Rom und Paris unbeirrt weitergeführt. Aleander und die Seinen hofften nur noch darauf, die im Glauben getrennten Deutschen bis zur Vernichtung aufeinander zu hegen; daß sie in Worms nicht gesiegt hatten, wußten sie.

Der Tag von Worms vollendete endgültig Luthers Bruch mit der alten Kirche. Luthers freier Christenmensch hatte in ihr keinen Platz. Dem Reformator lag es an sich ferne, die Kirche auszuschalten, und er hätte früher sogar eine monarchisch geleitete Kirche dulden können; aber in ihr mußte Luft bleiben für die Freiheit des Christenmenschen. Diese lutherische Freiheit hat ihre Größe darin, daß sie zugleich Notwendigkeit ist: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“. Wie tief erschüttert uns dies Wort in unserer Zeit feiger Kompromisse und charakterloser Wetterfahnen, die sich nicht schnell genug „auf den Boden der Tatsachen“ stellen können. Luther hat Papst und Kaiser kein Zugeständnis gemacht,

und dadurch ward er „ein Befreier des deutschen Vaterlandes“, wie ihm kein Geringerer als Friedrich der Große nachgerühmt hat. Er blieb sich unter dem stärksten weltlichen Druck treu bis ins letzte und ward uns ein Vorbild jener alten vielgerühmten Germanentreue, der die Untreue das Infamste der Laster scheint. Diese Treue gegen Gott und das eigene Selbst kennt keine Furcht. „Mir wird Gott helfen“, des ist sie gewiß.

Und nun umsing ihn die tiefe Ruhe der Wartburg. Sie ward sein Patmos. Dort in der Region der Vögel, wo die wilde Welt für ihn versank unter dem Rauch der Kohlenmeiler, genießt er eine Stille, wie sie dem leidenschaftlich Rastlosen seit langer, langer Zeit nicht mehr beschert war. Aber er erträgt diesen Frieden nur unter heftigem Widerstreben. Er war an die schützende Burg gebunden; höchstens, daß er einmal im Walde Erdbeeren sucht oder auf die Hasenjagd geht, mehr geneigt, die armen Tierchen vor dem Blei zu schützen als sie mit Jägerfreude zu erbeuten. Für seine Kämpfernatur ist dieser Zeitvertreib nichts. Er möchte lieber gegen arge Raubtiere, gegen Wölfe und Füchse zu Felde ziehen, hinter denen er die Wölfe im Schafskleide, die Bischöfe und Cardinäle wittern würde. Er sehnt sich danach, auf der Kanzel zu stehen, auch auf die Gefahr hin, daß er von der wilden Dresdner Sau (er meint Herzog Georg von Sachsen) erlegt würde. Zu der inneren Unruhe des Rastlosen, den sein Werk nicht feiern läßt, treten qualvolle körperliche Störungen und schlimme Anfechtungen. Zwar beschäftigt er sich nach besten Kräften. Aber er hat nur wenige Bücher bei sich, und wenn er auch unermüdlich seine hebräischen und griechischen Kenntnisse vertieft, so dünkt ihn das fast nur beschäftigter Müßiggang: „Otiosissimus et negotiosissimus“, der Müßigste und Fleißigste zugleich, schreibt er ohne Unterbrechung, um die Unrast in sich zu betäuben. Er geht an die Postille, jene außerordentlich wirksame Erklärung der Perikopen, die er dem Laienpublikum predigtweise vorkaut, wie die Mutter dem Kinde den Brei. So entsteht eins der künftigen Hausbücher des evangelischen Hauses. Aber des großen Mannes unbändiger Tätigkeitsdrang findet darin kein Genüge, zumal seit wachsend beunruhigende Nachrichten über die in Wittenberg ausgebrochenen sektiererischen Unruhen

zu ihm dringen. Endlich hält er's nicht mehr aus. In tiefster Verschwiegenheit ist er zu kurzem Aufenthalt daheim gewesen, um sofort wieder auf seiner thüringischen Zuflucht zu verschwinden. Was er nun aber zurückbrachte, war der Entschluß der Bibelübersetzung: „Die Unsern fordern es“. Längst hatte er einzelne Stücke der Bibel, voran die Bußpsalmen, in kleinen Sonderdrucken ausgehen lassen. Jetzt aber galt es, das Buch der Bücher im vollen Umfange jedermann zugänglich zu machen; nicht unwahrscheinlich, daß ihm die rechte Bibelkenntnis des Laien als bestes Heilmittel gegen alle sektenhaften Verirrungen erschien. Der Plan war überaus kühn. Von einer ernstlichen Bibelkenntnis in weiteren Kreisen war damals keine Rede. Luther erinnerte sich sehr wohl, daß er als Student selbst nicht viel mehr von der Bibel kannte als eben die Perikopen und wenige andere auserlesene Stücke. Und nun sollte dem ganzen deutschen Volk der Zutritt zu diesem Tempel göttlicher Weisheit, aber auch göttlicher Geheimnisse geöffnet werden? Es war ein gewaltiger Entschluß.

Freilich gab es längst deutsche Bibelübersetzungen. Ein Schimmer der Heiligkeit lag über der gotischen Bibel des Vulfila, die zwar verschollen war, aber in der Kirchengeschichte ehrenvoll fortlebte. Wir wissen heute, daß sie, in ihrer Art ein bewunderungswürdiges Werk, doch durch den überengen Anschluß an Wortlaut und Satzbau des griechischen Originals in der vollen deutschen Freiheit behindert war. Und das teilte sie mit den Versuchen der althochdeutschen Zeit, die mit wenigen Ausnahmen alle dazu neigen, die lateinische Grundlage in lebloser Treue wiederzugeben, wenn sie nicht in freier Umschreibung, wie das Norker und Williram wagten, sich weit von dem einfachen Urtext entfernten. Gerade diese kunstvollen Paraphrasen, die auf Stilschönheit Wert legten und sie durch den glänzenden Schmuck eingefügter lateinischer Worte zu heben suchten, verraten in ihrer schillernden Zweisprachigkeit, daß sie sich auch mit ihrem Deutsch nur an lateinkundige Kenner und Feinschmecker wandten. Und das wird von der ganzen mittelalterlichen Bibelübersetzung gelten: sie sollte, wenn sie volkstümliche Zwecke verfolgte, es dem Geistlichen erleichtern, den Inhalt der Bibel dem Laien in deutscher Sprache zu vermitteln. Sie waren nicht dazu bestimmt,

vom lateinlosen Laien im stillen Kämmerlein gewissenhaft für sich gelesen zu werden. So steht es auch mit der in sehr zahlreichen Exemplaren und Auflagen geschriebenen und gedruckten vorlutherischen Bibel des 15. Jahrhunderts, die sich in slavischer, oft nahezu unverständlicher Treue Wort für Wort an die lateinische Vulgata anlehnte. Man soll diese Vorgängerin Luthers nicht ungerecht schelten: ihre Treue war mitbestimmt durch die Ehrfurcht vor dem heiligen Text. Aber es entstand ein völlig unpopuläres Werk, das wiederum nur den Geistlichen als nützliche Hilfe zugute kam, das übrigens auch viel zu teuer war, um in weite Kreise zu dringen: zwölf Gulden, der Preis von vier fetten Ochsen, das war nichts für das große Publikum. In dem ewig neuen Dilemma, was wichtiger sei, die Treue oder die schlichte Verständlichkeit, hatte hier die wörtliche Wiedergabe einen erschreckend vollständigen Sieg davongetragen. Doch darf man nicht vergessen, daß das Mittelalter, so wundervoll es sich zur poetischen deutschen Sprache durchrang, eine innerlich freie Kunstprosa schlechterdings nicht erreicht hat: auch ein mit vollem stilistischem Bewußtsein geschaffenes Kunstwerk, wie der Ackermann aus Böhmen, ist von lateinischen Stilkünsten sehr wesentlich bestimmt.

Die große Tat des Doktor Martin Luther lag nun aber darin, daß er dies latinisierende und literarische Deutsch über Bord warf und mit einer sichern Genialität, die um so bewunderungswürdiger ist, als viel Bewußtheit in ihr lebt, zum Deutsch der mündlichen Rede überging, ohne doch die Pflicht künstlerischer Gestaltung auch nur einen Augenblick außer Acht zu lassen. Auch hier offenbart sich das wundervolle Maß, das dieser vulkanischen Naturkraft innewohnte: indem er die lateinischen Fesseln sprengt, legt er dem Bibeltext alsbald die sanfteren und schmiegsameren, aber kaum minder festen Zügel einer echt deutschen Formung an.

Er begann mit dem Neuen Testament, für das er, wie es scheint, den handlichen, aber erklärender Beigaben entbehrenden griechischen Text des Nikolaus Gerbelius vor sich hatte; dieser stützte sich im wesentlichen auf die kritische Textherstellung des Erasmus von Rotterdam. Auch für Luther war selbstverständlich, daß nicht die Vulgata, sondern hier der griechische, beim Alten Testament der hebräische Text die Quelle sein

müsse. War es Luther doch nur allzu gut bekannt, daß die römische Kirche gerade aus der kanonisierten Vulgata allerlei falsche Lehrmeinungen ableitete, die in sich zerfielen, sowie man in den Urtext blickte. Gleich im dritten Kapitel des ersten Buches Mose stand ein Übersetzungsfehler des Hieronymus, der es gestattete, der heiligen Jungfrau einen Löwenanteil an der Erlösung der Menschen zu sichern. Vor solchen Sünden schützte nur das Original, dessen richtiges Verständnis Luther, seit er wieder in Wittenberg war, durch Beratung mit den philologischen und theologischen Freunden immer wieder von neuem durchprüfte. So konnte ihm die mittelalterliche deutsche Übersetzung aus der Vulgata nicht viel nützen. Eins darf man freilich nicht vergessen: Luthers Jugend hatte die Bibel lateinisch studiert, der Text der Vulgata blieb dem Reformator sein Leben lang die geläufigste Sprachform der Heiligen Bücher, und auch die „finstere alte Übersetzung“ ins Deutsche hafterte ihm aus kirchlichem und seelsorgerischem Gebrauch vielfach so fest, daß sie sich gedächtnismäßig einmischte auch da, wo er sie nicht ausdrücklich zu Rate zog. So hallt vieles von ihren Klängen auch in Luthers Worten nach. Aber es ist etwas ganz anderes geworden: wunderbar, wie sich auch das überlieferte Leblose auf den leisen Druck seiner Hand zu quellen- dem Leben umformt! Man hat die Schnelligkeit seines Schaffens bewundert: schon im September 1522 ist das Neue Testament zum erstenmal herausgetreten, nach einer Arbeit von etwa drei viertel Jahren, und es scheint gar, daß die eigentliche Übersetzung nur etwa zehn Wochen in Anspruch genommen hat, freilich in der ungeschmälerten Muße der Wartburg, die ihm eine innere Sammlung gewährte, wie die polemische, organisatorische, pädagogische und praktische Rastlosigkeit Wittenbergs sie niemals gestattete. Eben jene Wartburgstille hat ihm auch ermöglicht, der Heiligen Schrift eine stilistische Sorgfalt, ein wählendes und probendes Feilen zuzuwenden, wie er es der jagenden Hast seiner Flugschriften niemals gönnen durfte. Aus dem Wartburgfrieden erwuchs ihm das Gefühl der besonderen künstlerischen und wissenschaftlichen Aufgabe, die ihm Gottes Wort stellte. An diesem hohen Bewußtsein ist er zu dem sprachlichen Schöpferturn erstarkt, zu dem erst das Bibelwerk ihn emporhob. Es ward nicht die Frucht von zehn Wochen, sondern ihm gehören

Dezennien in Luthers Leben. An der Wartburgbibel lernt er die hohe Form zugleich mit der frommen Treue, und er hat dem Ziele, beides zu erreichen, in unbegrenztem Fleiße immer weiter zugestrebt. Nicht nur drei- und viermal, manches Wichtige hat er gar siebenmal umgegossen, ehe er mit sich zufrieden war; immer neue Stöcke und Blöcke hat er aus dem Wege geräumt, immer neue Anläufe genommen, allein und im Kreise seiner gelehrten Freunde der Schwierigkeiten des Sinnes und der Form Herr zu werden. An das Alte Testament wagte er sich erst nach der Rückkehr an die Universität, wo ihm der Rat sprachkundiger Freunde zur Seite stand. Noch heute ist es uns vielfach möglich, bis ins einzelne zu verfolgen, wie sich der klassische Text der Lutherschen Psalmen allmählich immer freier und schöner aus der ursprünglichen Wörtlichkeit heraus ringt. Die lange Reihe der Drucke, die zu Luthers Lebzeiten erschienen, fast immer ernstlich revidiert, dazu die mannigfachen korrigierten Druckmanuskripte, die uns erhalten sind, die Protokolle über die Psalmen-Konferenzen, die handschriftlichen Stücke, die in verschiedenfarbigen Tinten die einzelnen Textphasen voneinander abheben, all das gibt uns heute noch einen imponierenden Einblick in die fromme Sorgfalt, mit der Luther unbefriedigt jeden Augenblick um eine immer würdigere Verdeutschung der göttlichen Schriften sich mühte. Auch hier ist der unbegrenzte Fleiß treuester Begleiter des Genies gewesen.

Es ist vom allergrößten Reiz, durch einen Vergleich der Quellen und der verschiedenen lutherischen Fassungen den großen Mann bei der Arbeit zu beobachten. Als er im 6. Kapitel des Matthäus das Vater-unser übersetzt, da entfernt er sich nur in Kleinigkeiten, die er später teilweise gar wieder aufgibt, von der in der alten Version und im allgemeinen Kirchenbrauch üblichen Form: hier hält ihn die geläufige Fassung so fest, daß er sogar mit Vulgata und früherer Übersetzung „Unser täglich Brot gib uns heute“ schreibt, den echten griechischen Text, der bedeutet „Unser Brot für morgen gib uns heute“ unbeachtet lassend. Dagegen folgt er bei dem schönen Weihnachtsgruß im zweiten Kapitel des Lukas dem Erasmischen Text: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“, wo die alte Übersetzung wahrscheinlich richtiger überträgt „und Friede auf der Erden, den Men-

schen, die do sein gutes Willen". Möglich, daß ihn der hymnische Dreiklang zu seiner Textwahl bestimmte. Denn er hörte auch auf die Klangwirkungen seiner Vorlagen. So übersah er im Buche von der Susanna nicht, daß in der Vulgata die beiden Bäume, die die grauen Sünder dem weisen Richter im Widerspruch miteinander bezeichneten, durch Reim gebunden waren: ‚sub schino‘ und ‚sub prino‘. Luther hat das in volkstümlichem Reinspiel nachgemacht, da er im Anschluß an beliebte Sprüche die Stelle formt „Unter einer Linden, der Engel des Herrn wird dich finden“ — „unter einer Eichen, der Engel des Herrn wird dich zeichen“. Ein Reim der um so mehr auffällt, da Luther sonst diesen billigen Schmuck durchaus verschmährt.

Wo er über Sinn und Lesart zweifelt, da bestimmen ihn zutreffende, zuweilen auch ferner liegende Parallelen, wie er denn überhaupt dahin zielt, einen in sich einheitlichen und widerspruchslosen Text herzustellen, soweit das ohne Gewalt geschehen konnte. Er ist von der inneren Einheit überzeugt und hält es für Recht und Pflicht, den echten göttlichen Sinn auch da unzweideutig herauszubringen, wo der Worlaut der Vorlage Zweifel ließ. Man hat es ihm bitter übelgenommen, daß er im dritten Kapitel des Römerbriefes an entscheidender Stelle sagt: „daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, alleine durch den Glauben“, während doch diese vier Worte, die den Kern der lutherischen Lehre scharf herausbrachten, griechisch und lateinisch fehlten. Solche Nachhilfe schien ihm Pflicht des guten Übersetzers, der ein hell verständliches Buch schaffen sollte, des göttlichen Lichtes voll; den Vorwurf der Fälschung wies er da gleichmütig von sich.

Am lebhaftesten aber fesselt uns die treu und warm ringende Arbeit, mit der Luther den großen Stil des Hiob und der Propheten, vor allem der Psalmen zu bewältigen weiß. Das war eine Aufgabe, die ihm auch künstlerisch lag und der es sehr zugute kam, daß er im Grunde ein besseres hebräisches als griechisches Sprachgefühl besaß. In den Psalmen zumal erhebt er sich, sie im Ganzen nachschaffend, zu einer fast heroischen Dichtergröße und zugleich streut er im Einzelnen eine Fülle feiner und stärker, geistreicher und tiefdringender Bilder und Gedanken aus, die mit der Vorlage siegreich wetteifern. Nur einen Vers will ich hier her-

ausheben, den zehnten im 90. Psalm. Da sagte die schwerfällige alte Übersetzung in engem Anschluß an die Vulgata: „die Tage unser Jar in in sein LXX Jar; wann ob in den gewaltigen seint LXXX Jar, und fürbaz ist ir Arbeit und Schmerz“; man muß schon das Latein zu Hilfe nehmen, um dahinterzukommen, was eigentlich gemeint sei. Auch Luther fand hier nicht gleich die befriedigende Lösung, wie er denn gerade bei den Psalmen von der treuen Übersetzung immer freier und höher zur reinen deutschen und dichterischen Fassung aufstieg, ohne darum den ursprünglich gewählten genaueren Wortlaut ganz zu verwerfen: hier wollte er am liebsten beide Versuche nebeneinander bestehen lassen. So hieß es bei ihm ursprünglich in jenem Verse: „Die Zeit unser Jahre ist siebenzig Jahr, wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahr, danach ist's Mühe und Arbeit“. Erst nach mehrfachen Ansetzen glückt, auf Grund einer nicht ganz deutlichen hebräischen Variante, der große Fund, der uns jetzt in Fleisch und Blut übergegangen ist: „und wenn's köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen“: wir fühlen heute noch dem Protokoll an, wie sich die rechte Lösung auf einmal siegreich durchrang. Die rechte! Nun, es ist wohl Luther und nicht der Psalmist, der in diesen wundervollen deutschen Worten den echten protestantischen Gedanken gestaltet. „Wenn das Leben köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen“, so dachte und fühlte Luther aus eigenem Erleben. Die mittelalterliche Auffassung, die in der Arbeit eine Strafe und schwere Last sah, hat gerade Luther für uns überwunden; ihm und durch ihn uns allen ist die Arbeit Lebensglück und Gottesdienst geworden. Hier findet die deutsche Seele den Weg über seine Lippen. Hier spricht ein deutscher Prophet.

Die sprachlichen Mittel, über die Luther verfügte, sind von unbegreiflicher Fülle, wenn man ihn an allen Vorgängern deutscher Prosa mißt. Mit instinktiver Sicherheit kleidet er Erzählung und Lehre des Neuen Testaments in eine ruhige, moderne Sprache, während ihm die dichterischen Aufgaben des alten Bundes zu einer gehobenen Rede veranlaßt, die in Wortwahl und Wortstellung das Archaisieren nicht verschmäht. Daneben war durchschlagend, daß er unbedingt ein gesprochenes, lebendiges, von Mund zu Mund verständliches Deutsch anstrebte, fast unbehindert durch literarische Traditionen. Er war in den deutschen Mund-

arten nicht schlecht bewandert und dankte seinem aufmerksamen Verkehr in weiten Lebens- und Volksschichten einen ungewöhnlich reichen Wortschatz, der es ihm ermöglichte, fein und grob, kunstvoll und einfältig, edel und unedel, hoch und niedrig zu sprechen, wie es der Platz gebot. Und er sucht unermüdlich nach dem rechten Ausdruck, ob es sich nun um Edelsteine und Münzen, um Pflanzen und Körperteile, um herzlich warme oder vornehm würdige Wendungen handelte. Er rastet nicht, bis ihm klar vor der Seele steht und im Ohre klingt: „Das ist wirklich und wahrhaftig deutsch“. Von den Buchstabillisten, die sich ängstlich an die Wortfolge der Vorlage anklammern, gleichviel ob das dem Deutschen verständlich und vertraut wirke, will er nichts wissen: solche Sklaventreue wäre ihm Untreue gegen den deutschen Sprachgeist. Und ebenso verschmäht er die steife und umständliche Schnörkelei der Kanzleisprache. Er ahnt die verborgenen Kräfte der Muttersprache, die bei ihm in einer markigen Wucht und Einfalt, ohne schleppende Formworte und Umschreibungen auftritt, wie das auch früher kaum seinesgleichen findet. Lieblich und furchtbar, säuselnd und donnernd, rauh und weich, alle Farben und Töne weiß er zu beschwören; hier eine wundervolle herzwinnende schlichte Deutlichkeit, dort der Ehrfurcht weckende Schauer des göttlichen Geheimnisses, für all das findet er seine Sprache. Und ein nie versagender rhythmischer Fluß, ein jeder Färbung sich anschmiegender Klang geleitet uns unwiderstehlich über Höhen und Tiefen. Diese rhythmische Macht ist vielleicht seine wunderbarste Kraft: nur muß man ihn lesen, wie er selbst in den ersten Drucken die Bibel ausgehn ließ, in großen Absätzen und nicht zerhackt in lauter winzige Verse. Es ist eine Pflicht gegen Luther, daß man mit der üblichen Versabteilung für Auge und Ohr endlich breche. Dann erst wird sich das Brausen des Sturmwindes und das sanfte Säuseln des Herrn wieder ungerrübt über den willig ehrfürchtigen Leser ergießen. „Ein rechter deutscher Cicero!“, so rühmten ihn schon die Zeitgenossen. Wir müssen lächeln bei diesem gutgemeinten Lob, das so unglaublich vorbeischießt. Da traf es Herder besser, als er hymnisch anstimmte: „Ein mächtiger Eichbaum! Droben im Wipfel braust der Sturm; du stehst mit hundert bogigen Armen dem Sturm entgegen und grünst — der Sturm braust

fort, es liegen da der dürren armen Aste zehn danieder gesaußt. Du Eichbaum stehst, bist Luther". Die elementare Größe dieser schaffenden Naturkraft drängt den nachfühlenden Herder zum Dithyrambus.

Wir sind über die Bibelübersetzung der Wartburg hinausgeschritten: es ist unmöglich, eine Phase dieses großen Bibelwerks zu vereinzeln, und die fortleitenden Grundgedanken treten auch in den Anfängen schon mit voller Deutlichkeit zutage. Luther will Gottes Wort, wie er es verstand, wie er es in Ehrfurcht und Treue nach bestem Wissen und Gewissen ergriffen hatte, jedem frommen und freien Christenmenschen zugänglich machen, auf daß es gelinge, die babylonische Gefangenschaft zu brechen. Er wollte ein christliches Volksbuch schaffen, einfältig und eindeutig; den künstelnden spitzfindigen Deutungen der Scholastik war er stets abhold, und auch der allegorischen Erklärung hat er nur ganz selten, wie beim Hohenliede, einen Platz gegönnt. Aber er begann dieses Werk gerade, als Herr Omnes in Wittenberg das halb verstandene Gotteswort zu Bildersturm und rohem Unfug mißbrauchte. Luther hat nie daran gedacht, das Volk führerlos in die Bibel eintreten zu lassen. Er hat seine Übersetzung mit Einführungen reichlich versehen, und er rechnete darauf, daß tüchtige geschulte Lehrer des Wortes der Gemeinde den rechten Weg wiesen. Er hat mit der größten Energie für die wissenschaftliche Ausbildung der Theologen, für die Errichtung von zahlreichen Gelehrtenschulen gekämpft und hat den sektierenden Dilettanten, an denen schon seine Zeit sehr reich war, mit schonungsloser Schärfe den Weg gewiesen. Er legte den größten Wert darauf, daß er selbst Doktor der Heiligen Schrift sei: diese seine geistliche Würde, mehr noch die gnadenreiche Neugeburt, die ihm aus tiefster Seelennot inneren Erlebens erwachsen war, das waren die Rechtstitel, die ihm den Glauben an seinen göttlichen Beruf gaben.

Die innere Seelennot. Wenn er die Bibel zu verstehen glaubte, so geschah das, weil er sicher war, sie in sich erlebt zu haben. Dies tiefe Miterleben erschloß ihm ganz neue Erkenntnisse. Er fühlte, daß er eins wurde mit den Männern, die aus den heiligen Büchern zu ihm sprachen, und dies Bewußtsein gab ihm den Mut zu jener höchsten Rühnheit, die zugleich höchste Treue ist. In der Geschichte der Übersetzung machte

Luthers Bibel Epoche, wenn es auch noch Jahrhunderte dauerte, ehe man die ganze Größe des Fortschrittes verstand. Die Bibel ist in Luther neu geworden, aus seiner Seele neu geboren, und so fanden seine Lippen das echte rechte Schöpferwort der Neuerweckung.

Die Wartburg hat nicht weniger als dreimal die größten Geister Deutschlands in ihren Sälen oder doch zu ihren Füßen gesehen. Aber an Luthers Bibel hat sie mit ihrer heiligen Stille doch den meisten Anteil gehabt, und der Glanz des Sängerkriegs wie Goethes sprühende Geisteskraft haben sie in unsern Herzen nicht mit der gediegenen goldenen Krone schmücken können, wie Luthers Werk sie ihr verlieh. Die erziehende Macht, die die Bibel an dem ganzen deutschen Volke geübt hat, ward von entscheidendem Gewicht für die Entstehung des neuen Deutschlands. Ihre eigentümliche Bedeutung lag darin, daß dies Buch der Bücher, dies ernste fromme Hausbuch nicht als eine Sammlung vieler wertvoller Einzelschriften, sondern als einheitliches geschlossenes Werk wirkte. Wir wissen heute, daß diese Einheit teilweise Irrtum war. Aber auch Luther glaubte an sie, er sah im Alten Testament weithin die göttliche Vorbereitung des Neuen und hat in argloser Zuversicht harmonisierend nachgeholfen. Das Netz von Verweisen auf parallele Stellen, das die Bibel längst überspann, legte jedem Leser ans Herz, daß er sich dieser Einheit bewußt werde, daß er jedes einzelne Wort im Zusammenhange des Ganzen sehe. Und die große geistige Schulung, die das protestantische Deutschland eben durch die Gesamterfassung dieses schweren dicken Buches sich erwarb, ist die Grundlage geworden für den Vorsprung, den die Lutherischen auf Jahrhunderte vor den Söhnen der alten Kirche gewannen. Die Einheit des heiligen Buches traf noch dazu auf eine Einheit des Volks; alle Laien, der Fürst und der Tagelöhner, lasen Luthers Bibel fast mit dem gleichen Verständnis; die Bibel bedeutete einmal einen Gemeinbesitz des ganzen protestantischen Volkes ohne Unterschied der Stände. Demnach war es ein schwerer Irrtum, wenn Herder aus dem enthusiastischen Gefühl der volkstümlichen Lebenskraft, die ihm aus Luthers Werk entgegenschlug, dem Reformator zurief: „Einfältiger, ungelehrter Luther!“ Luther war ein Höchstgebildeter, der tatsächlich als einer der Väter der neuen Gelehrtenschule

der kommenden Differenzierung weltlicher Bildung erheblichen Vorschub geleistet hat. Auch die Bibel sollte nicht den Frieden bringen, sondern vor allem das Leben, also den Kampf.

Die Verbreitung der Bibel war ungeheuer. Wittenberg verwandelte sich in eine Druckerstadt größten Stiles. Man hat für Luthers Zeiten etwa eine Million an Voll- und Teileremplaren herausgerechnet. Im großen Folioformat setzt sie ein; aber die Kunst des Buchdruckers ruht nicht, bis das zierliche Taschenformat gelungen ist, das man bequem im Busen tragen konnte. Luthers hochdeutsche Bibel erobert schnell auch das niederdeutsche Gebiet so ganz, daß nach wenigen Dezennien die niederdeutschen Bibeln verschwinden und auch die niederdeutsche Predigt, das niederdeutsche Gesangbuch, die niederdeutsche Grabschrift vor der hochdeutschen Kirchensprache zurückweichen. Die durchschlagende Macht des Werkes ist so unwiderstehlich, daß es auch in katholische Kreise schnell Eingang findet: Luther scherzte einmal — und es war nicht nur Scherz — daß die Katholiken seine Bibel fleißiger läsen als die Protestanten. Noch drastischer spricht für die unwiderstehliche Macht des lutherischen Wortes der Umstand, daß auch die katholischen Konkurrenzunternehmungen, die Luther unschädlich machen wollen, von Eck und Emser bis auf Uhlenberg, in naivster Abhängigkeit an Luther sich angeschlossen: sie konnten Luther nur durch Luther schlagen. Die Literatur des 16. Jahrhunderts steht seit etwa 1525 ganz unter dem Zeichen der Lutherschen Bibel: Hans Sachs und der Meistersang sehen eine Hauptaufgabe darin, diese klassische Bibelprosa zu reimen und dadurch gesang- und spruchweise in alle Kreise des deutschen Bürgertums zu tragen. Erst der Gegenreformation gelingt es, diesem Siegeszug eine Hemmung zu bereiten, und das 17. Jahrhundert ist in seiner höfisch-gesellschaftlichen Kultur freier vom Einfluß des Bibelwerkes. Aber das dauert nicht lange. Wie das Kirchenlied Luthers Vater-schaft nie verleugnet, wie der Pietismus in Luthers Worten redet und singt, wie die herrliche protestantische Kirchenmusik sich um lutherische Worte rankt, so hat der Aufstieg unserer klassischen Dichtkunst von vornherein auf Luthers Sprache sich gestützt. Klopstock und Lessing, Hamann und Herder, vor allem auch Goethe, lernen durch Luther die

modischen Verirrungen von Renaissance und Barock zu überwinden; Luther erschließt ihnen die verborgenen Quellen der Muttersprache. Und das protestantische Königtum der Hohenzollern hat unter Friedrich Wilhelm I. bereits begonnen, die Bibel im großen Maßstabe unter dem preussischen Heere zu verbreiten: die Zeit der Bibelanstalten zieht herauf. Alle Versuche, andere Bibelübersetzungen im Geiste des Rationalismus, in strengerer Übersetzungstreue, in modernerem Geschmack durchzusetzen, sind Gott sei Dank völlig gescheitert; sie erkälten, wo Luther zeugende Wärme spendet. Immer noch ist uns Luthers Bibel ein Jungbrunnen, aus dem unsere Sprache, wenn sie leer und künstlich zu werden drohte, die alte Jugendkraft sinnlichen Lebens und frommer Tiefe neu zu schöpfen wußte. Auch heute ist die Bibel in Luthers Fassung den weitesten Kreisen der Katholiken selbstverständlich vertraut. Sie ist ein Gemeingut des geistigen Deutschlands wie höchstens noch Goethes Faust. Wer die Wunder ihrer Wirkung voll Ehrfurcht betrachtet, der wird sich scheuen, neuernd in dies einzige Kunstwerk einzugreifen. Je näher wir Luthers ursprünglicher Bibelsprache heute noch bleiben, um so segensreicher und fruchtbarer wird sie wirken.

Bugenhagen feierte jährlich in seinem Hause das Fest der Bibelübersetzung. Er tat recht daran, und das christliche Pfarrhaus sollte seinem Beispiel immer noch folgen. Denn Luthers Schöpfung ward der geistige Kern und Mittelpunkt dieses Pfarrhauses, das durch die Bibel und im Geiste der Bibel seine hohe sittliche und geistige Erziehung im protestantischen Deutschland geübt hat. Unwillkürlich sucht gerade hier in Wittenberg unser Blick dankbar die Stätte, wo Luther sein christliches Haus in Liebe und Treue, Pflichtgefühl und Demut begründet hat, die christliche Ehe, deren Glück mit Mühsal und Entsagung so eng verbunden war und eben dadurch nur größer ward. Jeder Überschwang des Gefühls hat Luthers Ehe gefehlt; es herrschte in ihr eine derbe, fast nüchterne Gesundheit; aber sie freute sich des blühenden Kindersegens, auf den die deutsche Familie immer stolz war, solange es noch ein ehrenhaftes Deutschland gab; der Schmuck der Kunst war durch Frau Musica würdig vertreten, und auch darin war Luthers Haus vorbildlich, daß es wie jedes rechte deutsche Pfarrhaus die wohlthätige

Zuflucht vieler Mühseligen und Beladenen ward. Aber die Bedeutung der christlichen Ehe, die erst durch Luther als ein Gott besonders wohlgefälliger Bund anerkannt ward, liegt für uns Deutsche noch tiefer. Auch Luther war ein Einsamer, wie im Grunde alle die Deutschen, die aus tiefer innerer Notwendigkeit dahin streben, sich selbst zu verwirklichen. Die eigentümliche Innigkeit der deutschen Ehe, die der Romane kaum versteht, liegt darin, daß eben in ihr der Einsame aufhört einsam zu sein, ohne daß er sich an die Welt verlöre. Auch hier ist Luther vorangegangen.

Zu Worms erstand vor aller Welt in gewaltiger sittlicher GröÙe der deutsche Mann. Auf der Wartburg ward das deutsche Buch. In Wittenberg fügte sich das deutsche Haus. Eine Dreieit von erschütternder GröÙe und Tiefe.

Ist ihre Zeit vorbei? Fast sieht es so aus. Heute kann man anscheinend nur Männer brauchen, die auch „anders können“, und die Masse scheint vielen weit wichtiger als der Mann. Heute hat man keine Zeit mehr, schwere und dicke Bücher zu lesen; die Zeitung und die Flugschrift beherrschen die Geister. Heute treibt die Politik selbst die Frau aus der Enge des Hauses in die Weiten der Straße und der Versammlung, und die Politik, von der alle etwas zu verstehen meinen, hat die fromme Sammlung verdrängt, die in eigenen Herzen und in der schlichten treuen Arbeit ihr bestes Glück fand. Ja, wir haben es herrlich weit gebracht. Was sollen wir noch mit diesen rückständigen Dreien, diesem Mann, diesem Buch, diesem Haus?

Am Tage von Worms fühlen wir alle, daß Luther uns heute mehr bedeutet denn je. Immer mächtiger richtet er sich mahnend vor uns auf, und ein Strahl tiefer Seelenwärme berührt uns, wenn wir auf ihn schauen. Friedrich Ludwig Jahn hat seinerzeit Luther als den „Erzvater eines künftigen deutschen Großvolkes“ bezeichnet. Kein Zweifel, daß Luther wie entfernt kein anderer den Deutschen der neuen Zeit in seiner bewußt nationalen Art vorbildlich verkörpert hat. Wenn es heute vielen Tausenden beschämend und erhebend zugleich durch die Seele zucken wird, jenes Bekenntnis von Worms, „Ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen“, so fühlen wir alle, daß Deutschlands Zukunft da-

von abhängt, ob es gelingen wird, dies sittliche Vorbild des Einzelnen, der nur Gott und sein Gewissen befragt, in Deutschland wieder durchzusetzen, so daß die Schwachen und Feigen, die jedes Lüftchen bewegt, vor diesem Luther den Blick senken und beschämt fühlen, wie sehr sie deutsche Art verleugnen, die deutsche Treue des Menschen gegen sich selbst. Luther wußte, daß er in seinem sittlichen Tun und Fordern ein Deutscher war: „Solches sage ich, weil ich dem Dienste, den ich meinem Deutschland schuldig bin, mich nicht entziehen darf.“

Der große Kämpfer stieß seine Deutschen hinaus in den Kampf. Wie milde und sanft hatte die mittelalterliche Kirche den Sünder behandelt; drohten ihn die Flammen der Hölle zu verschlingen, so standen gütige, nachsichtige, bequeme Heilige bereit, um den schwachen Christen noch in letzter Stunde den Teufelsklauen zu entreißen, und im äußersten Notfall setzte die liebe Jungfrau Maria in unerschöpflicher weiblicher Güte bei ihrem Sohne bittend, schmollend, zürnend doch noch durch, daß Gnade für Recht erging. Mit Luther hört das auf. Da heißt es erbarmungslos: „Hilf dir selbst, nur dann hilft dir Gott“. Harter innerer Kampf, Reue und Neugeburt, die den ganzen Menschen wandelte, das war der einzige Weg zum Heil. Es gehörte zu Luthers heiligsten Überzeugungen, daß Christus das Schwert gebracht habe. Er war kein Friedseliger, so sehr ihn das innere Maß seiner sittlichen Zucht die Leidenschaft bezwingen ließ. Auch darin war er ein voller kräftiger Deutscher, daß ihm der Krieg das Herz und die Adern schwellte und die Seele erhob.

So tritt zu dem Manne, dem Buche, dem Hause als ein viertes protestantisches Gut das Lied, das wundervolle lutherische Kampflied, dem er vielleicht nicht nur die Worte, sondern auch die endgültige Formung der Weise geschenkt hat. Und es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch dies Lied in dem Augenblick entstand, da er sich entschloß in Worms einzuziehen, „und ob die Welt voll Teufel war“.

Ich habe dies Lied heute früh auf dem Wittenberger Markt von Kinderstimmen gehört, in kindlich vertrauender Zuversicht. Einst erscholl uns dies Lied wie eine ernst-freudige Jubelhymne, da Richard Wagner dem neuen protestantischen deutschen Kaiser seinen Kaisermarsch dar-

brachte und ihn mit Luthers Tönen durchwirkte. Aber erst in diesen überdunklen Stunden fühlen wir ganz, was wir an diesem Liede besitzen. „Und ob die Welt voll Teufel wär.“ Ja, sie ist voll Teufel! Heute fühlen wir den fürchterlichen Ernst jenes frommen, treuen lutherischen Kampfeswillens. Ein verlorenes Volk, stehen wir ein kleines Häuflein treuer Deutscher in einer Welt von äußeren und inneren Feinden schutzlos allein. Aber wenn uns heute das Herz brechen möchte, wenn es uns nicht gelingen will, den Mut aufrecht zu erhalten und den Glauben an unsers Volkes Genesung und Neugeburt, dann hebt uns der stolze männliche Mut auf seine Flügel, der aus diesen tapferen, ihres Gottes sicheren Worten uns durchglüht. „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin!“ Der starke harte Kämpfer will uns kein Opfer ersparen, wenn es das Höchste gilt, die Vollendung des eigenen Ichs im Volke, die Erfüllung der Aufgabe, die uns Gott gestellt hat. Wir Deutschen sind nicht getreu gewesen bis in den Tod, und das verdiente Schicksal hat uns getroffen. Daß es uns läutere zu neuem Leben, dazu helfe uns die sittliche Größe des Tages von Worms. Durchdringen wir uns mit seinem göttlichen und männlichen Gehalt, dann kündet uns Luthers Lied die gewisse Zuflucht, die wir in höchster Volkesnot brauchen, nach der wir dürsten aus tiefster zerknirschter Seele:

„Ein feste Burg ist unser Gott.“